

POGO IM KINDERGARTEN

AUS DEM ALLTAG
EINES FURCHTLOSEN
PÄDAGOGEN

*DOMINIC
DEVILLE*

KIEPENHEUER
& WITSCH



1. AUFLAGE 2018

© 2018, VERLAG KIEPENHEUER & WITTSCH, KÖLN

ALLE RECHTE VORBEHALTEN. KEIN TEIL DES WERKES DARF IN IRGEND EINER FORM
(DURCH FOTOGRAFIE, MIKROFILM ODER EIN ANDERES VERFAHREN) OHNE SCHRIFTLICHE
GENEHMIGUNG DES VERLAGES REPRODUZIERT ODER UNTER VERWENDUNG ELEKTRONI-
SCHER SYSTEME VERARBEITET, Vervielfältigt oder verbreitet werden.

UMSCHLAGGESTALTUNG: BARBARA THOBEN, KÖLN

UMSCHLAGMOTIV: © MALI LAZELL

GESETZT AUS DER CALLUNA, AMATIC UND HEADLINE ONE

SATZ: WILHELM VORNEHM, MÜNCHEN

DRUCK UND BINDUNG: CPI BOOKS GMBH, LECK

ISBN 978-3-462-05052-3

VON EINEM, DER AUSZOG, EIN BUCH ZU SCHREIBEN

ODER VORWORT

ICH WERFE DIE HÄNDE IN DIE LUFT UND BLICKE MICH HILFESUCHEND UM. »Ach, ich weiß es doch auch nicht.« Vor einer Minute habe ich eine gute Freundin an der Ampel vor dem Supermarkt getroffen und sogleich hat sie begonnen, mich über mein geplantes Buch auszufragen. Ein Buch, in dem ich über meine Abenteuer als Kindergärtner oder Kindergartenlehrperson, wie es korrekt heißt, berichten soll. Oder darf. Nein, berichten muss – wie sich mein Verleger ausdrückt.

»Ich bin vom Schreibtisch geflüchtet. Keine Ahnung, was ich schreiben soll«, klage ich ihr mein Leid.

Die Freundin nickt verständnisvoll, denn sie ist Autorin. Eine *richtige* Autorin. Und erfolgreich dazu.

Und wenn man nur ein bisschen was vom Schreiben und Büchermarkt versteht, weiß man, dass das Substantiv »Autor« mit dem Adjektiv »erfolgreich« gekoppelt etwa so häufig vorkommt wie »Zirkuselefanten« und »glücklich«. Oder »Fünffährige« und »stillsitzend«. Um gleich einmal zum Thema zu kommen.

Die Autorin nickt verständnisvoll. Sie kennt den autistischen Prozess des einsamen Schreibens in der ungeheizten

Klausen. Das gnadenlose Blinken des Cursors auf dem Weiß des Monitors.

»Was soll es denn mal werden, wenn es groß ist?«, fragt sie zurück und blickt mich prüfend an.

»Ich weiß nur, was es nicht werden soll«, antworte ich trotzig. »Kein weiteres berührendes und erheiterndes Werk eines Lehrers oder Zivis, einer Erzieherin oder Schulpsychologin, wie es sie schon kiloweise in den Ramschkisten der Bahnhofsbuchhandlungen gibt. Kein Schmunzelhasefeelgoodzeugs. Nichts was das pädagogische Herz erwärmt und nach dessen Lektüre man wieder beschwingt den Klassenraum oder Kindergarten betritt, um da weiterzumachen, wo man wutschnaubend aufgehört hat. Kein Buch, das das Klischee der naiv-herzigen Kinderschar aufrechtzuerhalten versucht und die Eltern bestätigt. Und sicher kein Machwerk, das die bitteren Früchte der Didaktik zu einer süßen Götter Speise verklärt, an denen sich der Erzieher, die Kindergärtnerin oder Frau Lehrerin laben kann, sobald die Schulglocke schellt und die Kleinen den Klassenraum verlassen. So wird das Buch nicht werden! Das schwöre ich bei Rudolf Steiner und den Brüdern Grimm!«

»Moment, Moment«, unterbricht mich die Freundin. »Du tust gerade so, als hättest du den härtesten Beruf der Welt erlernt. Dominic, du bist Kindergärtner und nicht Akkordschlagter. Es muss doch wunderbar sein, wenn du morgens dieses dankbare Strahlen in den Kinderaugen ...«

»Stopp!«, rufe ich und in meinen Gedanken schlage ich gegen einen riesigen Triangel, dessen Schwingungen ihren letzten Satz pulverisieren. »Kinder sind nicht dankbar. Kinder sind egoistische und egozentrische Wesen. Und meine Aufgabe als Kindergartenlehrperson ist es, diese Kinder sanft aus

der Umklammerung der fürsorglichen Eltern zu lösen und in eine funktionierende Gemeinschaft, die Klasse, einzufügen. Eine Gemeinschaft, die wiederum aus zwanzig egoistischen und egozentrischen Wesen besteht! Ein brutales Stück Arbeit! Da gibt es kein dankbares Strahlen, sondern höchstens ein unheimliches Lauern in den Augen der Kinder zu entdecken.«

Ich habe mich in Rage geredet, raufe mir die Haare und schwinge den leeren Einkaufskorb wie eine steinzeitliche Keule über dem Kopf. Passanten recken bereits den Hals, was meiner Gesprächspartnerin sichtlich unangenehm ist. Trotzdem fahre ich leidenschaftlich fort, während von irgendwoher eine Fanfare zu einem Crescendo ansetzt. »Mein Buch soll mit genau diesen Vorurteilen aufräumen. Es wird knallharte Fakten aus dem reichen Erfahrungsschatz gelebter und durchlittener Pädagogik liefern. Nicht einfach Lesebuch, sondern Nachschlagewerk soll es sein! Nicht nur Geschichten, welche den Geruch von Turnhallenböden atmen, sondern auch Tipps und Tricks, um im täglichen Klassenkampf zu bestehen. Abgeschmeckt mit einer tüchtigen Prise Punkrock und abgerundet durch maßlose Übertreibungen infolge verdrängter Erinnerungen.« Ich springe energisch, noch immer wild den Einkaufskorb schwingend, auf die Motorhaube eines Autos, das an dem Lichtsignal wartet. Das erboste Hupen seines Besitzers geht jedoch im Jubel der Umstehenden gnadenlos unter, als ich zum finalen Teil meiner Brandrede ansetze.

»Mein Buch wird die Schnittmenge aus Heinrich Pestalozzi und Malcom McLaren darstellen!¹ Es wird ein glühen-

1 Für Leserinnen und Leser, denen die hier genannten Persönlichkeiten der Pädagogen- bzw. Punkszene nichts sagen und die auch bei später vorkommenden popkulturellen oder erziehungswis-

des Manifest der pädagogischen Wahrheit werden! Ein Werk, über das man an Elternabenden nur hinter vorgehaltener Hand sprechen und das man in Lehrerzimmern verstohlen unter dem Tisch weiterreichen wird! Das und nicht weniger soll mein Buch einst sein!« Ein weiterer klirrender Schlag auf den riesigen, wenn auch nur eingebildeten Triangel setzt den Schlusspunkt meines Plädoyers.

Im Gegensatz zum fluchenden Autobesitzer scheint die Autorin zufrieden zu sein und nickt mir aufmunternd zu. »Na also, schreib doch das genau so in dein Vorwort und beginn dann das erste Kapitel mit: ›Unbarmherzig rückt der Minutenzeiger nach vorn.««

Ich sehe sie verständnislos an. »Unbarmherzig? Minutenzeiger?«

Sie zwinkert mir verschwörerisch zu. »Glaub mir, Dominic. Nach diesem Anfang wird kein Leser dein Buch zur Seite legen können.«

»Aber ich muss ein Buch über den Kindergarten schreiben und keinen Thriller.«

Sie legt mir ihre Hand auf die Schulter und senkt die Stimme. »Warum versuchst du nicht beides zusammenzubringen?«

Ich möchte zuerst widersprechen, doch dann trifft mich die Erleuchtung wie der Blitz. Ohne ein Wort des Abschieds drehe ich mich auf dem Absatz um und eile nach Hause.

Zurück an den Schreibtisch.

senschaftlichen Namen oder Fachbegriffen nur Bahnhof verstehen, hat der Autor am Ende dieses Buches ein Glossar verfasst.

MENSCHEN, MONSTER UND MONTAGE ODER PROLOG

UNBARMHERZIG RÜCKT DER MINUTENZEIGER NACH VORN. KLICK. NOCH VIER MINUTEN. Aber ich kann SIE bereits hören. Draußen vor dem Haus. SIE warten. SIE lauern. SIE sind hungrig. Gieren nach Aufmerksamkeit, Unterhaltung und Zuneigung. Angespannt sitze ich an meinem Arbeitstisch. Vor mir ein Kreis aus kleinen Holzstühlen. Im Halbdunkel erscheint er mir wie das Skelett eines urzeitlichen Viechs. Ich vermeide es, Licht zu machen. SIE könnten mich zu früh bemerken. Müdigkeit überkommt mich. Jetzt ja nicht einschlafen! Nicht einknicken! Das hätte fatale Folgen. SIE spüren das. SIE können das riechen. Verzerrte Schatten huschen über die Zimmerdecke. Ich habe zwar die Vorhänge zugezogen, aber ich weiß, dass SIE da draußen sind. Aber was noch viel schlimmer ist: SIE wissen, dass ich hier drinnen bin. Und SIE wissen genau, dass ich SIE irgendwann hereinlassen werde, hereinlassen muss. Aber noch ist es nicht so weit. Noch bin ich Herr der Lage. Ich sauge die letzten Augenblicke der Ruhe förmlich auf. Wie ein Soldat vor der Attacke im Schützengraben. Mein Blick wandert zur tickenden Uhr an der Wand. Klick! Genau in diesem Moment schnellt der Minutenzeiger weiter nach vorne. Erschocken zucke ich zusammen. Der Holzstuhl, auf dem ich sitze, schrammt quietschend über den Parkett-

boden. Lieber Gott, bitte mach, dass SIE das nicht gehört haben!

Meine Hoffnungen werden zerschlagen, als ich ein schauerliches Geräusch höre, welches das Ticken der Uhr und mein schweres Atmen übertönt. Feingliedrige, nach allem, was nicht niet- und nagelfest ist, greifende Hände, schmutzig und klebrig, klopfen jetzt gegen die Fenster und die dünnen Wände. Panik steigt in mir hoch! Das Spiel ist aus! SIE wissen, dass ich hier bin. SIE wollen rein! Durch die Vorhänge kann ich ihre Schemen sehen. Gehetzt reiße ich den Blick von dem schauerlichen Schattentheater los und sehe zur Uhr, deren Zeiger gnadenlos weiterwandern. Klick. Noch eine Minute. Ich lasse alle Vorsicht fahren und springe auf. Polternd kippt der Holzstuhl um. Meine Nackenhaare stellen sich auf, als sich zu dem Scharren und Rufen vor dem Fenster noch ein wahnsinniges, grässliches Kichern mischt. Es gibt kein Zurück mehr. Es ist Zeit, sich zu wappnen, die Waffen zu laden und scharf zu machen.

In wilder Hast stolpere ich durch den Raum und suche meine Ausrüstung zusammen. Einen Triangel. Eine Blockflöte. Eine angebrochene Schachtel Kleister sowie ein paar Bögen farbiges Zeichenpapier. Damit halte ich SIE eine Weile in Schach, komme vielleicht zwei, drei Lektionen über die Runden – aber was dann? Was dann? Mir muss es gelingen, noch ein bisschen Zeit herauszuschinden. Ein paar Minuten nur. Zum Glück ist die Haupttüre noch verschlossen! Ich halte kurz inne. Angstschweiß tritt mir aus den Poren. Ist sie das wirklich? Vor meinem inneren Auge sehe ich mich kurz nach Sonnenaufgang den Haupteingang aufschließen und dann schnurstracks zur Kaffeemaschine eilen. Der Schlüssel blieb zwar im Türschloss stecken – aber umge-

dreht habe ich ihn nicht! Verdammt! Ich möchte mich niederwerfen, um meine Götter, Piaget und Jello Biafra, um Hilfe anzuflehen – aber dann lässt die Schulglocke ihren tiefen Dreiklang ertönen. Augenblicklich verstummt das Kichern vor dem Fenster, nur um sich nach Sekunden in ein Kreischen und Brüllen zu verwandeln. Geduckt huschen die Gestalten auseinander. Umrunden das Gebäude und überqueren den kleinen Spielplatz, Richtung Haupteingang. Jetzt zählt jede Sekunde!

Ich stürze aus dem Zimmer, hetze durch die nach Hausschuhen und vor sich hin modernden Turnbeuteln müffelnde Garderobe. Dabei rutsche ich auf ein paar am Vortag zum Trocknen ausgelegten Klecksbildern aus und stürze krachend ins Farbenregal, welches nach vorn kippt und mich unter sich begräbt. Unter Aufwendung meiner letzten Kraftreserven schaffe ich es, mich aus dem Durcheinander von gebeizten Regalbrettern, Farbtöpfen, angesammelten Klopapierrollen, einem Sack voller Korkzapfen und ausgetrockneten Pinseln zu befreien, und komme schwankend auf die Beine. Rote, blaue und grüne Plakatfarbe rinnt mir über das Gesicht und lässt mich orientierungslos und fluchend durch die Garderobe taumeln, die Hände ausgestreckt nach dem rettenden Schlüssel im Türschloss tastend. Doch ich bin zu langsam und SIE, die Kinder, schneller. Ihre kleinen Gesichter verzerren sich zu Fratzen, als sie sich gegen die gläserne Eingangstüre pressen und diese schließlich mit vereinter Kraft aufstoßen. Eine Welle aus Schreien, Rufen, Jubel und unbändiger, alles aufsaugender Energie schlägt über mir zusammen, reißt mich mit sich in den jetzt ins Licht der aufgehenden Sonne getauchten Stuhlkreis zurück. Es ist vorbei – irr lachend gebe ich all meinen Widerstand auf, um mein

hartes Tagewerk zu beginnen. Einmal mehr muss ich erkennen, dass es montags kein Entkommen gibt.

Mein Name ist Dominic Deville.

Und ich bin Kindergärtner.

Willkommen in meiner Welt.

LEKTIONSEINSTIEG



IN WELCHEM DIE KINDERGARTENLEHRPERSON DIE GRUPPE
DURCH EINE ANSPRECHENDE RAHMENHANDLUNG AUF DER
EMOTIONALEN EBENE ANSPRICHT UND GLEICHZEITIG DIE EIGENEN
EMOTIONALEN VERBINDUNGEN ZUR RATIONALEN, ERWACHSENEN
WIRKLICHKEIT KAPPT.

KEVIN, AURELIA, OSIM UND LISELOTTE ODER KINDER IM KINDERGARTEN

ES IST SCHWIERIG FÜR MICH ABZUSCHÄTZEN, WIE VIELE LESERINNEN UND LESER DIESSES WERKES, das, nebenbei erwähnt, schon mal als nichts weniger als das »Krieg und Frieden« der Vorschulpädagogik bezeichnet wurde, eine solide und fundierte didaktische oder pädagogische Ausbildung durchlaufen haben. Also Lehrer, Erzieherinnen oder Berufsmilitärs. Für diese wird das folgende Kapitel keine neue Erkenntnis bringen, sie wohl aber während des Lesens wild mit dem Kopf nicken und flüstern lassen: »Genau. So. Ist. Es!«

Alle anderen seien hier gewarnt: Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit wird einem in den folgenden Zeilen schwarz auf weiß entgegenspringen. Ungeschönt und bitter. Gerade wer eigene Kinder hat, wird sein pädagogisches Weltbild in den Grundfesten erschüttert sehen. Wer keine eigenen Kinder hat oder sogar über kein pädagogisches Weltbild verfügt, dem sei an dieser Stelle übrigens gratuliert: Politisch und gesellschaftlich gesehen darf er sich ohne Zweifel auf der Gewinnerseite wissen. Zumindest solange er oder sie nicht in ein paar Jahren im Pflegeheim dahinsiechen und darauf warten muss, dass ihm die Kinder von heute den Hintern abwischen.

Aber fangen wir von vorne an. Bereits in den ersten Tagen

einer jeden pädagogischen Ausbildung wird den Studenten Folgendes eingetrichtert:

»Egal wie lange man schon als Pädagoge tätig ist, egal wie viele Klassen bereits im Laufe der Jahre und Jahrzehnte an einem vorbeidefiliiert sind. Man darf nie vergessen: Jedes Kind ist einzigartig. Jedes Kind ist besonders und speziell. Jedes Kind hat seine eigenen Stärken, Schwächen und Charakterzüge. Jedes Kind ist ein für sich alleinstehendes Individuum, losgelöst vom Rest der Gesellschaft und ganz eigen in seiner Art und Weise.«

Gerade Eltern werden sich in diesem Satz bestätigt fühlen, einander zunicken und ausrufen: »Richtig. Genau so sehen wir unser Kind: speziell, eigen und ganz besonders.« Gegen diese Sicht gibt es nichts auszusetzen. Schließlich sind es Eltern, die so denken. Und Eltern sind von Natur aus dazu gezwungen, genau so zu empfinden. Zum Glück. Was mich aber erschreckt, ist, dass es Lehrpersonen gibt, die diese Aussage mit ihrem eigenen Blut unterschreiben würden. Sie alle müssen jetzt stark sein, denn ich werde dem meine auf viele Jahre Berufserfahrung gestützte Erkenntnis entgegenstellen, mit erhobener Faust und einem Glühen in den Augen, wie es nur die Verkünder der Wahrheit in sich tragen:

DAS IST BULLSHIT!

Ich weiß. Diese Worte sind hart und tun weh. Aber sie sind ungemein befreiend. Gerade so als würde man die Platte »Kollaps« der Einstürzenden Neubauten bei voller Lautstärke durchhören. Denn die Wahrheit lautet: Das einzigartige Kind ist eine pädagogische Lüge!

Jetzt ist es raus!

Sacken lassen, durchatmen und weiterlesen.

Doch es gibt auch gute Nachrichten. Nach entbehrungsreichen Jahren des Studiums und nach langer Zeit der genauen Beobachtungen im Kindergarten ist es mir gelungen, diese Aussage zu präzisieren: Es gibt genau vier Grundcharaktere, vier Archetypen des gängigen Kindergartenkindes. Und keinen einzigen mehr.

Ja, ich behaupte, dass ich jedes Kind, welches nach den Sommerferien als Neuankömmling meinen Kindergarten betritt, nach nur einem Vormittag einem dieser vier Grundtypen zuordnen kann. Ohne Wenn und Aber. Die meisten Leserinnen und Leser werden jetzt ungläubig den Kopf schütteln, »Lüge!« und »Scharlatan!« rufen. Ich aber sage, »Haltet ein! Und ihr werdet erkennen, dass ich recht habe.«

Wer sich auf meine Theorie einlässt, wird seine Schüler besser verstehen. Seine eigenen Kinder. Seinen Lebenspartner oder sogar seinen Vorgesetzten.

Denn mit dem Alter verändern sich diese Archetypen nicht, eher im Gegenteil. Also Vorhang auf für das Bestiarium des Kindergartens.

Name: Osim, der

Häufigkeit: mittel

Pädagogischer Anspruch: schwierig

Durchschnittliche Anzahl Elterngespräche: 2

Dieser Charaktertyp ist zwar physisch im Kindergarten anwesend, aber trotzdem nicht fassbar. Wenn er angesprochen wird, schaut er einen nur mit großen Augen an, stumm und ohne sichtbare Regung. Egal ob man ihn fragt, ob er es bevorzuge, am Puzzletisch oder doch lieber in der Bücherecke zu

verweilen, ob es darum geht zu erfahren, ob das Schwesterchen bereits geboren und Papa zu Hause wieder erwünscht sei, oder schlichtweg, um zu wissen, ob man den didaktischen Auftrag zu Osims Zufriedenheit erfülle. Von Osim kommt nichts. Gar nichts. Nada. Jegliche Information muss man diesem Charakter aus der Nase ziehen oder von den Augen ablesen, aber Osim ist kein Fall für den Schulpsychologen. Er hat weder ein Trauma erlitten, noch leidet er an Mutismus. Osim geht es gut. Er empfindet direkte Kommunikation einfach nicht als notwendig und ist in seinen bisherigen fünf Lebensjahren gut damit durchgekommen. Er ist wie eine spiegelglatte Wasseroberfläche, auf der Anfragen wie ein flacher Kieselstein hinweghüpfen, um irgendwo dann doch noch ins Bewusstsein abzusinken.

Bisweilen schwingt eine gute Portion Trotz in diesem Verhalten mit. Osim schweigt zwar, aber seine Augen scheinen zu sagen: »Ja, ja, erklär du mir mal die Welt.« Ich gebe zu: Das nagt am Pädagogenherz, denn ein wichtiger Grundsatz des Kindergartens lautet nicht umsonst: »Nur was dem Kind Eindruck macht, bringt es zum Ausdruck.« Und wenn es darum geht, den Kindern Inhalte, Geschichten und Haltungen zu vermitteln, gehe ich mit meiner Performance an meine Grenzen. Da mute ich mir einiges zu, schone mich auch körperlich nicht. Ich springe auf und ab, verrenke meinen Körper zur Hexe, zum Hund oder zu einem Baum und krieche auf dem Boden umher, um meine Klasse² zu motivieren und zu be-

2 In der Schweiz, in der die meisten Geschichten in diesem Buch spielen, ist der Kindergarten obligatorisch und gehört zum Schulsystem. Um als Kindergartenlehrperson eine Klasse unterrichten zu können, musste der Autor drei Jahre das »Kindergärtnerin-

geistern. Und sobald ein Osim das Klassenzimmer betritt, lege ich gezwungenermaßen noch eine Schippe drauf. Dann gilt es, alles und mehr zu geben, um Osim zu einer Reaktion zu bewegen. Ich lasse augenblicklich alles stehen und liegen: Die Schulleiterin sucht das Gespräch mit mir und kommt unangemeldet in den Kindergarten? Kann warten! Mehrere Kinder haben eine Packung Streichhölzer gefunden und machen sich daran, damit zu experimentieren? Egal! Vor dem Fenster zieht eine ausgebüxte Giraffenherde vorbei? Wen interessiert es? Osim ist im Haus und nun gilt es, ihn mit Begeisterung anzustecken, mit Freude und Energie zu infizieren! Also auf!

»Oooooosim! Herrlich, du bist da! Du hast ja keine Ahnung, was wir heute im Kindergarten alles machen werden. Du kannst mir glauben: Als ich heute Morgen hier ankam, habe ich noch laut zu mir gesagt: Was könnte Osim gefallen? Und weißt du was? Ich habe keine Ahnung, aber wir werden es hier und jetzt herausfinden! Also schlag ein, mein Freund! Gib mir Fünf! Zeig mir dein Siegerlächeln und sag dem guten, alten Herrn Deville, was er heute für dich aus dem Hut zaubern darf, um dich zu erfreuen! Ich bin bereit! Die Kinder sind bereit! Und wir wollen wissen: Osim, bist du es auch?« In meiner Imagination geht jetzt ein Glitterregen über uns beiden nieder, worauf Osim die Arme hochreißt und, von seiner Lethargie erlöst, ein »Herr Deville, heute lassen wir es richtig krachen!« jubiliert. Doch Osim sagt gar nichts. Stattdessen zuckt er nur desinteressiert mit den Schultern. Aber

nen-Seminar« (sic!) besuchen und mit Diplom abschließen. Seit einigen Jahren wird sogar ein Studium an der Hochschule für Pädagogik verlangt.

ich gebe noch nicht auf, tänzle um ihn herum, vollführe Bocksprünge, um auf das reichhaltige Spiel und Lernangebot an diesem heutigen, ganz besonderen Kindergartentag hinzuweisen, und ziehe alle Register der Eurythmie – nur um Osim aus der Reserve zu locken. Meistens jedoch umsonst. Nur ein einziges Mal, ich hatte in meiner Verzweiflung einen Stepptanz vor ihm aufgeführt, reagierte Osim mit einer sichtbaren, regelrechten Gefühlsexplosion: Er reckte das Kinn vor und ließ ein leises Zungenschnalzen hören. Ich wusste diese Geste nur als Hohn zu deuten und redete mich vor dem Dreikäsehoch in Rage, drohte mit drakonischen Strafen wie dem Leeren des Komposteimers oder Ausmisten des Schulhamsters, lockte mit Süßwerk und verlor dabei zusehends an Würde und didaktischer Glaubwürdigkeit.

Am Rande des Nervenzusammenbruchs angelangt, suchte ich schließlich eines Tages das klassische Zwischen-Tür-und-Angel-Gespräch mit Osims Mutter. Ich äußerte fein ausformulierte Vermutungen, ließ sie an meinen sonstigen Beobachtungen zu ihrem Sprössling teilhaben und hoffte auf Klärung, was diesen speziellen Wesenszug ihres Sohnes anging. Mutter Osim hörte mir geduldig zu. Als ich meinen Bericht beendet hatte, kam prompt ihre Reaktion: Trotzig schob sie das Kinn nach vorn und schnalzte laut mit der Zunge. Bevor ich mich in eine fleischgewordene Version von Munchs »Der Schrei« verwandeln konnte, legte mir Mutter Osim beruhigend eine Hand auf die Schulter und erklärte mir lächelnd, dass in ihrem Kulturkreis dieses Schnalzen als Zustimmung zu deuten sei. Ein »Ich habe verstanden« oder »Alles klar!«. In Osims Fall war es seinem hysterischen Erzieher gegenüber wohl zu verstehen als »Jetzt chill mal, Alter, ich hab's ja kapiert, bleib locker!«.

Es lässt sich also festhalten, dass man weniger darüber nachdenken sollte, was der Pädagoge für Osim tun könnte, sondern dass man sich öfter fragen müsste, was Osim für den Pädagogen tun kann. Oder anders gefragt: Ist Osim nicht zu beneiden in seiner stoischen Art? Und was kann ich als mich in ständigen Selbstzweifeln und Optimierungswahn suhlender Bessermachenwoller von einem Kind wie Osim lernen? Vielleicht dies: Einfach die Klappe halten. Dafür dem Leben öfter mal nur trotzig das Kinn entgegenschieben. Und dann laut mit der Zunge schmalzen.

Name: Aurelia, die

Häufigkeit: hoch

Pädagogischer Anspruch: leicht

Durchschnittliche Anzahl Elterngespräche: 1

Aurelia gehört zu jener Sorte Kind, welche jeden sofort und vollkommen in Anspruch nimmt. Auf charmante Art und Weise zwar, dafür aber ohne Rücksicht. Weder auf die Befindlichkeit des Kindergärtners an einem grauen Montagmorgen noch auf dessen Interesse an Aurelias Erlebnissen zu diesem frühen Zeitpunkt. Allein der Weg von ihrer Haustür bis zum Kindergarten hält Überraschungen, Einsichten und Abenteuer in so mannigfaltiger Art und Weise bereit, dass sich die Biografie eines Iggy Pop wie eine kurze Randnotiz auf einem Post-it-Zettel liest. Sobald sich diese Aufnahme- und Merkfähigkeit mit einem ausgeprägten Mitteilungsbedürfnis paart und in einer solchen nervös-freudigen Vortragsweise an den Mann respektive die Frau gebracht wird, bekommt der Begriff »Informationsüberfluss« eine ganz neue Bedeutung. Meine Arbeitsweise im Kindergarten besteht daraus, aus dem situa-

tiven Ansatz zu schöpfen. Das heißt, dass ich im Vorfeld wenig vorbereite. Ich achte darauf, was die Kinder aus ihrem Erleben außerhalb des Klassenraumes mit in den Unterricht bringen. Das greife ich auf, drehe es durch den pädagogischen Fleischwolf und bringe es didaktisch wertvoll in die gesamte Gruppe ein. Wenn Aurelia es nun jedoch schafft, in einer einzigen Erzählung philosophische Überlegungen zur Farbe des Zebrastrreifens, einen vermuteten Schatz im Stadtpark, ein aufschlussreiches Gespräch mit einer Krähe, die Frage nach dem genauen Beziehungsstatus sowie einen kritischen Kommentar zum anscheinend als unpassend frisiert empfundenen Haupthaar des Zuhörenden zu vereinen, stößt man mit diesem Ansatz an seine Grenzen. Dazu kommt, dass Aurelia die Eigenart hat, mir Dinge zu erzählen, die ich als nicht ganz so wichtig einordne wie sie. Ach was: Dinge, die ich einfach nicht wissen möchte! Denn Aussagen wie »Papa steht gern am Fenster, um anderen Frauen beim Duschen zuzusehen« oder »Immer wenn die Tante die Türe zum Schlafzimmer zumacht, wissen wir, dass sie jetzt gleich Papa auskitzelt. Das kann man gut hören!« zählen noch zu den harmloseren Zusatzinformationen, die man als Erzieher zu hören bekommt. Was soll ich zu Themen dieser Art bitte mit der Gruppe weiter erarbeiten? Gerade deswegen ermahne ich die Eltern meiner Schützlinge beim ersten Treffen: Bitte überlegen Sie sich gut, was Ihr Kind alles zu Hause mitbekommt. Ganz besonders von elterlichen Intimitäten. Von elterlichen Intimitäten mit Tanten und Onkeln ganz zu schweigen. Bedenken Sie dies, denn früher oder später erfahre ich von Ihrem Kind alles!

Die klassische »Aurelia« hat noch eine andere Angewohnheit, die man besser im Hinterkopf behält, wenn man mit ihr

zu tun hat: Aurelia versteht es brillant, aus Erzählungen, Anweisungen oder Unterrichtslektionen ganz bestimmte Details herauszufiltern, von allen Seiten zu betrachten und der gesamten Gruppe dann zur Diskussion vorzulegen. Natürlich handelt es sich dabei um Einzelheiten, die nichts, aber auch gar nichts mit dem restlichen Inhalt zu tun und bislang niemanden interessiert haben, am wenigsten den Kindergärtner selbst – zumindest so lange, bis es Aurelia geschafft hat, die Aufmerksamkeit der ganzen Kindergruppe weg vom eigentlichen Thema auf dieses eine verdammte Detail zu lenken.

Ich kann mich lebhaft an einen Ausflug mit der Kindergruppe erinnern: Das Ziel war ein nahe gelegener Skulpturengarten, den ein von fantastischen Visionen geleiteter Aussteiger in einem Waldstück angelegt hatte. Wenn schon, denn schon, dachte ich und engagierte die Kuratorin als Führerin für teures Geld dazu. Die Dame geleitete uns durch den Wald an den aus Beton gegossenen Fieberträumen vorbei und erzählte kompetent von den entbehrungsreichen, arbeitsintensiven Jahren, in welchen der Künstler sein gesamtes Hab und Gut dazu verwendet hatte, um gigantische Schlangen, bunte Elefanten und glotzende, meterhohe Eulen in die Landschaft zu bauen. Und während ich staunend und mit offenem Mund dem ausgestreckten Zeigefinger der Fachfrau nach oben folgte, in Richtung einer riesigen zoologischen Unbestimmtheit aus Gips und Beton, kniete hinter uns der gesamte Kindergarten auf dem Waldboden, die Nasen im Dreck. Aurelia hatte kurzerhand die Führung übernommen und referierte fundiert über eine von ihr soeben entdeckte Schnecke.

Während sich also um uns die Errungenschaften der zügellosen Fantasie und Schaffenskraft eines leidenschaftlichen Künstlers, der dem gutbürgerlichen Lebensentwurf erfolg-

reich zu trotzen vermochte, in den Himmel schraubten und zum Staunen und Innehalten aufforderten, wurde ein einfaches Weichtier von den Kindern als interessanter aufgefasst – welch Hohn der Kunst gegenüber! Auch unsere Führerin wusste das plötzliche Desinteresse der Gruppe keinesfalls zu schätzen. Da ich solcherlei Erlebnisse schon zur Genüge hatte, versuchte ich die Situation mit ein paar interessierten Rückfragen zu Werk und Leben des Künstlers zu retten. Aber es war umsonst. Aurelia hatte die Schnecke unterdessen auf ein Blatt gesetzt und sich mit den restlichen Kindern aufgemacht, um abseits des Pfades etwas zu suchen. Ein Schneckenhotel? Ein Fundbüro für Waldtiere? Ich weiß es nicht. Jedenfalls war das Thema Skulpturenpark zu diesem Zeitpunkt erledigt. Und ich hatte meine Lektion gelernt: Was gilt ein kunterbunter Elefant gegen eine einfache Schnecke? Nichts. Und: Kindern Kunst vermitteln zu wollen ist wie Eulen nach Athen zu tragen. Meterhohe Eulen. Eulen aus Beton.

Name: Kevin, der

Häufigkeit: hoch

Pädagogischer Anspruch: sehr schwierig

Durchschnittliche Anzahl Elterngespräche: 8

Bevor wir zu einem weiteren Charaktertypus kommen, ist es vielleicht an der Zeit, etwas zu den von mir verwendeten Namen zu bemerken: Natürlich entspricht nicht jedes Kind mit dem Namen »Osim« oder »Aurelia« den weiter oben beschriebenen Verhaltensmustern. So sind mir durchaus schon endlos plappernde Monikas oder Simons begegnet. Ebenso musste ich auch schon einen Thomas oder eine Anna zum Mitsingen oder auch nur Sprechen animieren. Ich möchte nie-

mandem zu nahe treten, der entweder einen der erwähnten Namen trägt oder sein Kind entsprechend getauft hat, wirklich nicht. Namen sind Schall und Rauch. Es ist immer noch der Mensch, der einen Namen prägt, und nicht umgekehrt.³

Wissenschaftler haben übrigens festgestellt, dass ein Zusammenhang zwischen dem Bildungsgrad der Eltern und dem Namen ihres Kindes besteht. Je exotischer und ausgefallener der Name des Kindes, desto schlechter die Ausbildung seiner Erzeuger. Oder um es ganz brutal auf eine Formel herunterzubrechen: Je mehr Savanna-Chayenne, desto mehr Arbeitsagentur. Das mag verallgemeinert sein und gemein, aber wenn ich im Sommer durchs Freibad laufe, sehe ich neben schlecht gestochenen Tribal-Tattoos selten Namen wie Lea oder Johannes prangen. Da steht meist »Paris-Leandra«, »Baron-Jason« oder wie dem »Herrn der Ringe« entsprungen klingende Ruflaute. Kein Wunder, tätowiert man sich solche speziellen Namen auf den Oberarm: Bei mehreren Kindern kann man schon mal ins Stottern kommen – ein Blick auf den Bizeps ist da eine willkommene Gedankenstütze.

Und damit zu »Kevin«, dem dritten Archetypen, Kevin ist ein Name, der schon länger landauf, landab als Synonym für kontrollierte Ritalinabgabe und verzweifelte Pädagogen steht. So habe ich länger über eine andere und dennoch passende Namensgebung nachgedacht, um nicht unnötig Klischees zu befeuern. Jedoch habe ich bei meinen Vorträgen gerade bei der Beschreibung dieses Charaktertyps unglaublichen Zuspruch bekommen. Offenbar habe ich unzähligen Lehrpersonen, Eltern und, ja, auch manchen bereits dem Kindergarten

3 Der Autor würde sein Kind trotzdem nie Aurelia oder Osim taufen – sicher ist sicher.

entwachsenen Kevins aus dem Herzen gesprochen. Deshalb bleiben wir bei dem Namen. Bemühen wir doch für einmal den Vergleich zu den Stilträgern des Punkrocks, den Sex Pistols: Was der in Leder und Nieten gekleidete Bassist Sid Vicious für die Sittenwächter war, ist Kevin für die Pädagogik: ein Schreckgespenst. Auf die Frage, warum ihr Job Stress verursacht, beschreiben anscheinend zahllose Lehrer und Erzieherinnen die klassischen Verhaltensmuster eines Kevins und die daraus resultierenden Auswirkungen auf die eigene Psyche. Sieht man eine Aurelia als Flipperkugel, die in den Raum hineingeschossen wird, mal da, mal dort anstößt, reißt ein Kevin ungefragt die Kindergruppe mit, weiß er bis ins Detail geplante und didaktisch ausgewogene Unterrichtspläne innerhalb von Minuten zu versenken.

Diese Energie, dieses Vibrieren in der Luft nimmt die feinfühligste Kindergartenlehrperson bereits wahr, wenn sich ein Kevin dem Schulgelände nähert. Pädagogen sind dann Tieren gleich, die ein bevorstehendes Erdbeben oder einen Vulkanausbruch bereits Stunden vorher zu registrieren vermögen. Zum Glück! Denn nun heißt es, Vorkehrungen zu treffen, um diese 120 Zentimeter große Naturgewalt zu bewältigen. Wobei es natürlich die Aufgabe der Lehrperson ist, sie in die richtigen Bahnen zu lenken, um die freigesetzte Energie möglichst sinnbringend einzusetzen. Eine schwierige Angelegenheit, wenn man zwei oder drei Exemplare vom Schlage Kevin zu unterrichten hat. Schon manch standhafter Kindergärtner, der sich diesem unbändigen Tornado mit nichts anderem als einem einfachen Mandala bewaffnet entgegenstellte, fand sich kurz darauf von Heulkrämpfen geschüttelt in der Raucherecke des Pausenhofs wieder, wo der Hausmeister ihm tröstend die Schulter tätschelte.

Das Verheerende an Kevin ist, dass er es versteht, andere Kinder, besonders vom Typ Aurelia, in seinen Bann zu ziehen und mit seiner überbordenden Energie, seinen wilden Spielen, seiner lauten Sprechweise und ausladender Gestik anzustecken. Die Kinder sehen sehr schnell, an wen sie sich wenden können, um in ihrem Sinn unterhalten zu werden, denn Kevin steht für Lärm, Chaos und Pogo. In einer Band wie den Sex Pistols kann ein solcher Charakter gewinnbringend sein, im Kindergarten jedoch wird er zur Zerreißprobe für das fein gesponnene Beziehungsgeflecht zwischen Gruppe und Erzieher. Oder besser gesagt: zur Zerreißprobe für das Nervengewebe des Letztgenannten.

Das musste ich bitterlich erfahren, als Kevin mir eine Karriere im Kino versaut. So meldete sich eines Tages ein Filmmacher bei mir. Er hatte vor, eine kurze Szene in meinem Kindergarten zu drehen, die er für einen Kinofilm verwenden wollte. Erfreut sagte ich zu. Uneigennützig wie ich bin, sah ich darin eine große Chance, meinen schönen Beruf einer breiten Öffentlichkeit näherzubringen, eine Lanze zu brechen für die sinnstiftende Arbeit einer Lehrperson. So traf ich mich also mit dem aufstrebenden Jungregisseur und entwarf mit ihm eine Vorzeigelektion. Das Einverständnis der Eltern und Schulleitung wurde eingeholt, kistenweise Beleuchtungsmaterial herangekarrt, meine Wenigkeit verkauft und die fröhliche und erwartungsvolle Kinderschar in der Szenerie platziert.

Ich hatte an alles gedacht, nur nicht an Kevin. Zwar hatte ich seine Anwesenheit einberechnet und ihn daher weit vorne in meinem physischen Wirkungsradius positioniert. Aber Dreharbeiten sind nun mal kein Kindergeburtstag. Ich stellte schnell fest, dass sich dunkle Stellwände, brennende

Scheinwerfer und umherwuselnde Kameralleute nicht gerade beruhigend auf Kevins Naturell auswirkten. Bereits nach wenigen Minuten, ich versuchte vor der Kamera gemeinsam mit den Kindern eine fantasievolle Geschichte zu entwickeln, bereitete sich Unruhe in den ersten Reihen aus, deren Epizentrum bei Kevin zu verordnen war. Zunächst tat dieser seine Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Gesamtsituation kund, indem er seinem Holzstühlchen ein rhythmisches Quietschen entlockte, das die neben ihm sitzenden Kinder dankbar aufnahmen. Schließlich brach der ebenfalls anwesende Tonmann genervt den Take ab. Ich ermahnte die Gruppe zu mehr Disziplin, was nur zu einem beunruhigenden Kichern bei den Kindern führte. Ich ahnte, dass mir in kürzester Zeit die Zügel aus der Hand gerissen würden, wenn wir diese Sache nicht schnell über die Bühne bringen konnten. Konzentriert machte ich mich also daran, mit der Lektion fortzufahren. Gerade formulierte ich eine Szene der Geschichte, die ich besonders spannend fand, als Kevin seiner Meinung über das Dargebrachte mit einem hörbaren Einatmen und klangvollen Luft-durch-die-Lippen-wieder-entweichen-Lassen Ausdruck verlieh. Das furzende Geräusch und mein entsetzter Gesichtsausdruck brachten den sonst stillen Osim wiederum zum Lachen. Ich wusste nicht, ob ich mich maßlos ärgern oder freuen sollte, dass Osim seinem Wesenszug just in diesem Moment eine neue Facette beigelegt hatte.

Für die Kinder, die zusammengepfercht im Dunkeln ausharren mussten, war es jedenfalls der Startschuss zur Rebellion. In unterschiedlichsten Tonhöhen und Ausprägungen wurden prustend und spuckend furzende Klänge produziert. Erste Stühle kippten um. Ein Scheinwerfer erlosch, da jemand

über ein Kabel gestolpert war. Einzelne Kinder nutzten die Gunst der Stunde und wanderten Richtung Wasserhahn ab, um ihren Durst zu löschen. Während ich versuchte, Ordnung in das Chaos zu bringen, und dabei entschuldigend zum Regisseur blickte, zupfte Aurelia an meinem Mikrofonkabel, um mich darauf hinzuweisen, dass gerade die Pausenglocke geklingelt hatte. Inmitten dieses auseinanderdriftenden Filmsets stand ein sichtlich erfreuter Kevin, der sich darin versuchte, eine der Kameras mit Bauklötzen zu treffen. Ich versuchte nach kurzer Absprache mit dem Regisseur noch zu retten, was zu retten war, ließ aber, als der Großteil der Klasse »Langweilig! Langweilig!« skandierte, jegliche Leinwandträume platzen und brach die Aufnahmen ab. Nachmittags drehten wir die Szene noch mal ohne Kinder. Aber das war ähnlich spannend wie die Sex Pistols ohne Sid Vicious und schaffte es daher nicht einmal als Bonusmaterial auf die DVD des fertigen Films.

Wie mag es sich erst mit einem solch brodelnden Vulkan unter ein und demselben Dach leben? Wer könnte gerade diese Frage besser beantworten als Kevins Eltern? Konfrontiert mit dem Verhalten ihres Sprösslings, teilen sich diese in zwei Gruppen, die Hoffenden und die Wissenden. Erstere haben zu Hause die Helmpflicht eingeführt sowie alle Möbel fest am Boden verschraubt. Sie vertreten stoisch ein Mantra, das durch den Film »La Haine« bekannt wurde: »Dies ist die Geschichte von einem Mann, der aus dem 50. Stock von 'nem Hochhaus fällt. Während er fällt, wiederholt er, um sich zu beruhigen, immer wieder: ›Bis hierher lief's noch ganz gut, bis hierher lief's noch ganz gut, bis hierher lief's noch ganz gut ...‹ Aber wichtig ist nicht der Fall, sondern die Landung!« Sie hoffen, dass sich alles in Wohlgefallen auflösen wird.

»Außerdem«, lassen diese Eltern einen dann wissen, »war der Onkel von Kevin genauso, als er zur Schule ging. Und der hat gut die Kurve gekriegt. Wirklich. Der hat es sogar geschafft, nach seiner Zeit im Gefängnis ein eigenes Business aufzuziehen. Der macht jetzt in Wertstoffen. Sammelt Pfandflaschen im Park. Nein, nein, Herr Deville. Wir legen all unsere Hoffnung in Kevin.« Und mit diesen Worten tätschelt Papa-Kevin Mama-Kevin den Handrücken, und sie bestätigt seine Aussage mit einem Lächeln, nicht unähnlich dem von Jack Nicholson in »Shining«.

Die Wissenden hingegen sehen Kevins Verhalten als eine Art Problem, welches nach einer rationalen und fundierten Lösung strebt. Meistens glauben sie, eine solche bereits gefunden zu haben, und sind selten dazu bereit, von ihr abzulassen. So hat mir eine Mutter ernsthaft und vollmundig erklärt, dass sie Kevins Art und Weise mit Yogaübungen bei Vollmond begegne, da die Problematik in seinem Tierkreiszeichen zu finden sei. Auch mein Hinweis, dass es meines Wissens das Tierkreiszeichen »Wildsau« nicht gebe und ihre Theorie daher etwas weit hergeholt erscheine, konnte die gute Frau nicht umstimmen. Was soll mir da anderes übrig bleiben, als mich zu erheben, die Arme auszubreiten und meinen pädagogischen Segen über diese Menschen zu sprechen? Natürlich heißt Kinder erziehen auch, deren Eltern zu erziehen, aber irgendwo hört es bei mir auf. Schließlich bin ich Profi und muss meine Ressourcen schonen.

Ich habe meinen Frieden mit den Kevins dieser Welt gemacht und einen Umgang mit ihnen gefunden. Eigentlich möchte ich meine tägliche Dosis Kevin nicht mehr missen. Denn Kevin ist mein Kick in den Tag. Der Tritt in den Hintern meines inneren Schweinehundes. Ich stürze mich ihm

entgegen, lasse mich von ihm zu Boden werfen und in den Schwitzkasten nehmen, während die anderen Kinder uns anfeuern. Anschließend kann man meistens normal mit ihm arbeiten – und ich bin hellwach. Eine klare Win-win-Situation. Und falls Kevin wieder einmal die ganze Klasse mitreißt und dafür sorgt, dass ein geregelter Betrieb nicht mehr möglich ist: einfach mal machen lassen. Sich gezielt dem Katastrophengebiet entziehen, Kaffee trinken und ein paar Minuten abwarten. So eine Klasse Fünfjähriger liebt es zwar, die rohe Anarchie während der Unterrichtszeiten auszurufen, aber inzwischen weiß ich, dass dieses Chaos meist nur wenige Minuten anhält, bevor wieder der Ruf nach etwas Struktur im Klassenverband laut wird. Das ist bei uns Erwachsenen ja nicht anders – zu beobachten an Polterabenden, Firmenfesten oder Punkkonzerten. Hätte ich über dieses Wissen bereits zu Zeiten des oben geschilderten Filmprojekts verfügt, wäre ich einfach aufgestanden und hätte samt Crew den Raum verlassen, während die Kameras weiterfilmten. Was hätte das für ein Remake von »Lord of the Flies« gegeben!

Name: Liselotte, die

Häufigkeit: selten

Pädagogischer Anspruch: mittel

Durchschnittliche Anzahl Elterngespräche: 1

Müsste ich Liselotte äußerlich beschreiben, hätte sie höchstwahrscheinlich zu einem Pferdeschwanz zusammengebundene helle Haare, Sommersprossen und einen durchdringenden, leicht tadelnden Blick. Damit weiß sie Kinder und Erzieher so zu taxieren, dass diese ständig das Gefühl haben, gerade etwas falsch gemacht zu haben oder noch schlimmer,

im Begriff sind, gleich etwas falsch zu machen. Ihre Arme hat sie meist abwartend vor der Brust verschränkt, sodass man nicht sofort sieht, dass Liselotte über extralange Zeigefinger verfügt, mit welchen sie vorzüglich wedeln kann. Denn Liselotte kritisiert und berichtet sehr gern und oft. Nicht immer zu Unrecht. Sie hat eine sehr schnelle Auffassungsgabe und kann sich überdurchschnittlich exakt und differenziert ausdrücken. Kein Wunder: Nach meinen Beobachtungen ist mindestens ein Elternteil im Schulwesen als Lehrperson tätig.

Nun mag der Laie einwenden, dass ein oder zwei Kinder vom Schlage einer Liselotte für jede Gruppe doch ein wahres Geschenk sein müssen, wenn man ihre Eigenschaften mit denen eines Kevins oder einer Aurelia vergleicht. Handelt es sich doch anscheinend um ein selbstständig agierendes, vernünftiges Kind, welches es dem Kindergärtner gestattet, die Zügel etwas lockerer zu halten. Tatsächlich weiten sich meine Augen nicht vor Schrecken, sobald Liselotte den Raum betritt. Jedoch stellt sich bei mir ein leichtes bis stärkeres Gefühl der Anspannung ein. Ich glaube, dass sich dann meine Synapsen unbewusst auf einen zu gewinnenden Wettbewerb einstellen. Und nicht nur das – Körper und Geist bereiten sich auf Konfrontation vor. Und genau das ist es, was eine Liselotte sucht. Aber nicht etwa wie Kevin, der die Konfrontation zur eigenen Entladung der angestauten Energie sucht. Liselottes Interesse geht in eine andere Richtung. Liselotte will meinen Job. Denn den kann sie eigentlich besser als ich. Glaubt sie. Und weiter: Liselotte glaubt zu wissen, dass ihre Zeit bald kommen wird. In wenigen Tagen, maximal wenigen Wochen, werden die Polizei, der Mann mit dem Besen auf dem Pausenhof, der Nikolaus oder wer immer entschieden hat, dass

ich Kindergärtner sein darf, die Wahrheit erkennen: Es war ein großer Fehler, Herrn Deville das Kommando über diesen Kindergarten zu geben. Wobei – dass es den Nikolaus nicht gibt, hat sie natürlich längst kapiert. Die anderen Kinder und Herr Deville werden noch Augen machen, wenn sie im nächsten Dezember darüber aufklären wird, dass es sich beim Nikolaus einfach nur um den verkleideten Osterhasen handelt, dem im Winter langweilig ist. Aber bis dahin wird sie sowieso an der Spitze sein und diesen Laden schmeißen.

Aber erst einmal kommt sie jeden Morgen pünktlich in den Kindergarten und gibt mir die Hand, während sie hinter dem Rücken die Finger kreuzt. Sie setzt sich einfach in den Stuhlkreis und beobachtet. Von Tag eins an. Sie merkt sich, wo ich das Zeichenpapier herhole und in welchem Schrank die Plakatfarben aufbewahrt werden. Zu welcher Gelegenheit welches Lied angestimmt wird und welches Kind an welchem Tag früher abgeholt, die Psychomotorik besuchen muss oder aus welchen organisatorischen Gründen immer etwas später eintrifft. Das gibt ihr Gelegenheiten, mich zu korrigieren, da ich es nie schaffe, mir alles zu merken. Oder schlimmer noch: Sie bestätigt mich in meinem Tun. Gratuliert mir, dass ich daran gedacht habe, Osim rechtzeitig in die Logopädie zu schicken oder zu erwähnen, dass morgen bitte alle Kinder ja nicht die Turnbeutel vergessen möchten. Sie versteht es, mich vor der Klasse bloßzustellen. Mit einem klaren Ziel vor Augen: meine Autorität zu untergraben! Zum Beispiel berichtet sie mich gern allmorgendlich wegen ihres Namens. Liselotte lässt sich nämlich Lotte rufen. Nicht Lise, nicht Lollo, sondern Lotte. Der Lehrer-Elternteil dieser Liselotte-Kinder sucht sich nämlich immer einen auf den ersten Blick gewöhnlichen Namen aus, den man dann unglaublich

cool verkürzen kann. Über den Mut, das Kind gleich so zu taufen, wie er es eigentlich gern rufen möchte, verfügt er dann aber nicht. Aus Rücksicht dem Kind gegenüber natürlich. Es soll dann nämlich einmal selbst entscheiden dürfen, wie es genannt werden wird. Einfach falls es dann mal Bankdirektorin oder Kommunalpolitikerin werden möchte und nicht Künstlerin oder Lichttherapeutin. Denn wer möchte schon mit einer Lotte Millionenkredite besprechen oder irgendwo in Bayern Wahlkampf betreiben.

Liselotte unterbricht gern das morgendliche Begrüßungslied, in welchem ich singend alle Kinder beim Namen rufe, indem sie ihren überlangen Zeigefinger reckt und ruft: »Ich heiße Lotte, Herr Deville! Lotte! Wie Lotto! Mama sagt immer, ich bin ein Hauptgewinn!« Ich komme dann ins Stocken, werde rot vor Scham und Zorn, huste und muss einen Schluck Wasser trinken, bevor ich fortfahre. Die anderen Kinder im Kreis finden das wiederum zum Kichern und verlangen plötzlich, dass sie ebenfalls bei ihrem Kose-, Zweit- oder sogar Drittnamen gerufen werden. Die Kinder, welche über keine weiteren Namen verfügen, denken sich dann einfach irgendeinen aus und bestehen darauf, fortan so gerufen zu werden. Kinder mit ausländischen Namen haben es noch einfacher, indem sie einfach behaupten, ich spreche ihn falsch aus, um mich anschließend auszulachen bei meinen armseligen Versuchen, korrekt Zischlaute oder Zungenschnalzen nachzuahmen. Ein Elend – und eine Zwickmühle. Denn spreche ich Liselotte einmal wirklich mit Lotte an, blinzelt sie mir verschwörerisch zu oder – schlimmer noch – lobt mich laut. So oder so ordne ich mich in der Hierarchie Lotte, ich meine natürlich: Liselotte, unter. Und dass ein Leitwolf, der einem jüngeren Wolf demütig die Kehle anbie-

tet und sich vor ihm auf den Rücken rollt, von der Meute verstoßen wird, sollte hinlänglich bekannt sein. Falls die Meute sich nicht einfach auf ihn stürzt und kurzen Prozess macht mit dem alten Fellknäuel. Also Augen auf, wenn eine Liselotte der Klasse ihre Aufwartung macht. Zuerst mag man sich als Erzieher über ein solch selbstständiges Individuum freuen, welches anscheinend im frühen Alter bereits vom Kelch der Vernunft gekostet hat. Aber schneller als man denkt, ist man ihrer perfiden Taktik auf den Leim gegangen und hat sich aus unerfindlichen Gründen plötzlich selbst ausgeschlossen, steht zitternd im Schneegestöber vor dem Kindergarten und sieht hinter den hell erleuchteten Fenstern Lotte mit dem Schlüsselbund winken. Natürlich lächelnd.

Aber wir wollen jetzt Liselotte nicht als Teufel an die Wand malen. Eine Liselotte macht dies ja nicht aus Böartigkeit, sondern weil sie mit vielem unterfordert ist. Oder zumindest glaubt, unterfordert zu sein. Und hier liegt die Lösung zu einem Umgang mit diesem Charakter. Eine Liselotte ist den anderen Kindern oftmals einen Schritt voraus, oftmals aber in die falsche Richtung. Beim gedanklichen Voranpreschen unterlaufen ihr immer wieder Flüchtigkeitsfehler. Gerade in Bezug auf die Tätigkeiten und Person des Erziehers. Man muss nur gut hinhören.

In meinem ersten Jahr als Kindergärtner hatte ich eine klassische Liselotte bei mir in der Gruppe. Soeben aus der Ausbildung mit Diplom entlassen, erfreute ich mich an dem aufgeweckten Mädchen, welches aufmerksam meiner Show folgte und dabei lächelte. Hinter dem Lächeln übersah ich jedoch Liselottes Lauern. Schon ein paar Wochen nach Ende der Sommerferien wurde ich Opfer eines perfiden Putschversuches. Ich hatte gerade die Kinderschar zusammengerufen,

um den richtigen Umgang mit Plastilin, landläufig »Knete« genannt, zu besprechen. Gute Knete ist nämlich teuer. Und sie wird im Kindergarten so richtig hart rangenommen.

Meinen schlimmsten Feinden wünsche ich es nicht, als Klumpen quietschbunten Plastilins in einem Kindergarten wiedergeboren zu werden. Gnadenlos und unerbittlich prügeln klebrige Kinderklauen auf das Material ein. Knallend wird es über Tischkanten geschlagen, lang gezogen und wieder eingestampft, nur um mit Gabeln, Stäbchen und spitzen Zeigefingern gepiesackt zu werden. Als motivierter Jungerzieher habe ich mir anfangs Rezepte zusammengesucht, mit denen ich Knete selbst herstellen konnte. Aber das Unterfangen habe ich schnell aufgegeben: Nie wieder will ich zusehen, wie das liebevoll aus Mehl, Salz und Lebensmittelfarbe hergestellte Plastilin in der alles zermalmenden, verschlingenden Hydra namens Kindergarten auf Nimmerwiedersehen verschwindet. Seither wird teure Qualitätsknete angeschafft. Die mit dem Gütesiegel. Auch wenn dafür die Renovierung des Spielplatzes wieder auf nächstes Jahr verschoben werden muss. Mit so einer Qualitätsknete hat man was fürs Leben – wenn die Regeln zum Umgang damit befolgt werden.

Ich verkündete also vor der Klasse und der lauernden Lise-lotte die heiligen fünf Knetgebote.

1 Du sollst verschiedenfarbige Kneteklumpen nicht derart zusammenpressen, dass sie dein Nächster nicht mehr zu trennen vermag.

2 Die Knete ist nicht dein Eigentum, sondern gehört Herrn Deville.

3 Du sollst darauf achten, dass die Knete nicht zu Boden fällt, wo sie an der Sohle deiner Hausschuhe verenden wird.

4 Du sollst die Knete nicht nach draußen mitnehmen. Auch nicht, um die Vögel oder Babys der benachbarten Kinderkrippe damit zu füttern.

5 Obwohl Knete bunt und weich ist und gut riecht, sollst du es versuchen, sie wenigstens dieses Jahr mal nicht in den Mund zu nehmen.

Nachdem ich mir nach jedem Gebot durch ein Kopfnicken der Kinder hatte versichern lassen, dass sie jedem einzelnen Gebot Folge leisten würden, wies ich darauf hin, dass diese Edelknete sauteuer gewesen sei und ich aus diesem Grund nicht jeden Monat neue anschaffen könne. Diese eine Bemerkung ließ Liselotte aufhorchen. Darin sah sie ihre Chance, mich vom Thron zu stoßen, mir die Herrschaft zu entreißen. Ich wollte gerade damit beginnen, die Knete nun zu gleichen Teilen an die Kinder auszugeben, als Liselotte plötzlich von ihrem Stuhl aufsprang. Die Arme trotzig vor der Brust verschränkt, verkündete sie ihren teuflischen Plan, um mich aus dem Klassenzimmer zu verbannen. Und obwohl es bereits viele, viele Jahre her ist, kann ich mich noch genau an ihren Wortlaut, ihre Argumentation und die daraus resultierende Schlussforderung erinnern: »Hört alle mal zu«, begann sie ihre aufrührerische Rede. »Ich habe eine supertolle Idee.« Liselotte sah mich dabei direkt an. Nicht um meine Reaktion auf das Gesagte im Auge zu behalten und so eventuell den weiteren Verlauf ihrer Darbietung anzupassen. Oh nein,

dazu war sie sich ihrer Sache viel zu sicher. Vermutlich dachte sie, dass ich dankbar sein würde. Dankbar dafür, dass mich endlich jemand entlarvt hatte und ich somit nicht länger gezwungen war, Tag für Tag so zu tun, als hätte ich in diesen Räumen das Sagen. Also fuhr sie fort: »Kommt, wir machen jetzt die ganze Knete kaputt. Wir stapeln verschiedene Farben aufeinander und fahren mit dem Roller drüber. Dann klebt jeder seine Knete unter den eigenen Stuhl und unter die Tischplatten und vergisst sie dann dort, bis sie vertrocknet ist. Kevin, du musst deine Knete aufessen. Jetzt gleich, okay?«

Ich war kurz davor, dem Spuk ein Ende zu setzen, indem ich mich zu voller Größe aufrichtete und meinen bewährten »Bis hier und nicht weiter«-Blick aufsetzte, um damit zuerst Kevin, dann die im Kreis versammelten Kinder und schließlich meine Mini-Jeanne-d'Arc auf ihre jeweiligen Plätze zu verweisen. Aber etwas hielt mich zurück: Ich wollte wissen, welchen Plan Liselotte verfolgte. Dafür würde ich einen Aufstand der Knöpfe, Anarchie im Kindergarten und ein daraus resultierendes Leben in der Gosse riskieren. Also machte ich ein gespielt entsetztes Gesicht und erwartete das Unerwartete. Triumphierend über mein anscheinend nicht vorhandenes Aufbegehren, stemmte Liselotte nun die Arme in die Hüften. Es fehlte nur noch, dass sie sich auf ihren Stuhl stellte, das Gesicht mit blauer Kriegsbemalung beschmierte, um die Faust Richtung Deckenleuchte zu recken. Freedom! Stattdessen erreichte die Brandrede ihren Höhepunkt. »Denn wenn wir das machen, hat Herr Deville bald keine Knete mehr. Und das heißt«, ihr langer Zeigefinger schnellte wie ein Stellmesser nach oben, »er muss neue Knete kaufen. Herr Deville hat aber kein Geld. Was muss er also tun, um Geld zu bekommen,